

Ein faszinierendes Ärgernis

Der rabiate russische Patriot Zakhar Prilepin setzt die Literatur als Waffe ein

Ulrich M. Schmid · Es ist kein Zufall, dass einer der besten russischen Gegenwartsautoren über zehn Jahre warten musste, bis er ins Deutsche übersetzt wurde. Zakhar Prilepin (geb. 1975) gehört zu den *angry young men* in Russland, die von der Literatur mehr als Unterhaltung fordern, sich dabei aber weit aus dem Fenster lehnen. In einem Interview mit der oppositionellen «Nowaja Gaseta» hielt Prilepin 2006 fest: «Es wäre dumm, heute Politik und Soziologie zu ignorieren. Wozu, zum Teufel, wäre dann ein Schriftsteller noch nütze?» Prilepin propagiert einen radikalen Nationalismus. Das Wort «Heimat» schreibt er konsequent mit Grossbuchstaben. Der russische Boden, in dem «die Herzen der Grossväter und Urgrossväter» aufgelöst sind, ist ihm heilig. Erbittert kämpft er gegen Putin, den er als Usurpator und Okkupanten anklagt. Prilepin unterstützt Limonows «Nationalbolschewistische Partei», die von einem neuen russischen Imperium träumt. Das Parteilogos der Nationalbolschewisten ist eine abgeänderte Naziflagge, die statt eines Hakenkreuzes Hammer und Sichel aufweist. Prilepin selbst will ein «grosses Land, grosse Sorge um das Land, grosse Resultate, grosse Erde, einen grossen Himmel». Dann wäre die «grosse Freiheit» da, die dem Menschen die «grosse Wahl» liesse.

Zakhar Prilepin beglaubigt seinen Kampf für eine solche Existenz im Superlativ mit einem patriotischen Engagement, bei dem er selbst Kopf und Kragen riskiert: Er kommandierte eine Abteilung der Elitepolizeitruppe Omon, kämpfte als Soldat in Tschetschenien und gründete gemeinsam mit dem Blogger Alexei Nawalny die regierungskritische Bewegung mit dem programmatischen Namen «Das Volk». Prilepin, Nawalny und Limonow gehören zu jenen rabiaten Patrioten, die den Russen ein radikales nationales Erziehungsprogramm verschreiben wollen.

Viele Kritiker haben Prilepin vorschnell als «Faschisten» abgestempelt. Wahr ist, dass Prilepin ein durchaus fragwürdiges Gesellschaftsideal vertritt. Das mindert aber seine schriftstellerischen Qualitäten nicht im Geringsten. Im Gegenteil: Prilepins Bücher sind von einem Missionsdrang be-seelt, der einen besonderen Sog erzeugt. Seine Texte ziehen den Leser durch ihre Kompromisslosigkeit, manchmal auch durch ihren kalkulierten Wahnsinn in ihren Bann. Auch «Sankya», Prilepins zweiter Roman aus dem Jahr 2006, der nun in einer vorzüglichen Übersetzung auf Deutsch vorliegt, entfaltet eine gefährliche Aura: Der junge Politaktivist Sankya gehört einer nationalistischen Partei an, die auf eine neue russische Revolution hinarbeitet. Im Roman heisst die Bewegung «Sojus Sosidajuschschich» (Bund der Schaffenden) – die Abkürzung SS verweist in prekärer Reminiszenz auf die braune Diktatur.

Der Text setzt mit einem Fanal der Gewalt ein: Eine unbewilligte Kundgebung der Partei mündet in eine wüste Schlägerei, in der sich Polizei und

Demonstranten nichts schenken. Bis ins Detail beschreibt Prilepin, wie die Fahnenstangen auf die Köpfe der Ordnungshüter krachen und wie die Militärstiefel in das Gesicht der bereits am Boden liegenden Krawallanten knallen. Sankya ist aber nicht einfach ein blind wütender Vandal, sondern auch Philosoph und Romantiker. Er diskutiert mit einem Universitätsdozenten über die Zukunft Russlands und sorgt rührend für seine naive Mutter in der Provinz. Mit der Parteiführerin Jana verbindet ihn eine leidenschaftliche Affäre. Ein privates Glück würde allerdings beiden als Verrat an ihrer politischen Mission erscheinen.

Bald darauf wird Jana verhaftet, weil sie eine Protestaktion in Lettland organisiert: Ein Parteikommando ist nach Riga gereist, hat den Fernsehturm gestürmt und von der obersten Plattform Flugblätter auf die Stadt fallen lassen. Mit dieser Aktion will die Partei gegen die Diskriminierung russischer Kriegsveteranen in Lettland protestieren. Die Situation spitzt sich weiter zu: Nachdem die Aktivisten zu fünfzehn Jahren Haft verurteilt worden sind, reist Sankya nach Riga, um den Richter zu erschiessen. Die Dinge nehmen eine unerwartete Wendung, und Sankya kehrt nach Russland zurück. Die Partei gerät immer mehr unter Druck: Einzelne Anführer werden ermordet oder angeklagt. Der harte Kern reagiert mit einem Gewaltausbruch: Sankya verwüstet mit seinen Kollegen eine McDonald's-Filiale und verschanzt sich schliesslich in einem Regierungsgebäude, wo er die anrückende Polizei mit MPs und Granatwerfern beschiesst. An diesem Punkt bricht der Roman ab; es ist jedoch klar, dass Sankya und seine Freunde als Märtyrer der Revolution sterben werden.

Sankyas Begründung für sein selbstzerstörerisches Handeln folgt einer verqueren Logik, die aus einem Dostojewski-Roman stammen könnte. Einem zögernden Kampfgefährten erklärt Sankya die aussichtslose militärische Schlussaktion mit drastischen Worten: «Der Sinn liegt darin, zu wissen, wofür es sich zu sterben lohnt. Du weisst nicht einmal, wofür du lebst. Solche wie du retten sich, indem sie Russland auffressen, und solche wie ich, indem sie die eigene Seele auffressen. Russland wird von den Seelen seiner Söhne ernährt – von ihnen lebt es. Es lebt nicht durch die Gerechten, sondern von den Verfluchten. Ich bin ein Sohn Russlands, mag sein, ein Verfluchter. Aber du – bist ein verdammter Bastard!»

Prilepin zeichnet in «Sankya» nicht nur das überzeugende Psychogramm eines spätpubertären Bewusstseins, sondern erfindet immer wieder ebenso überraschende wie überzeugende sprachliche Bilder für Schlüsselsituationen. So versucht Sankya sich während der Liebeszene mit Jana zu erinnern, wann er ein ähnliches sinnliches Erlebnis hatte: «Plötzlich sah er sich an einem sommerlichen Strand, als Junge, der mit Brust und Bauch auf dem schwarzen Schlauch eines Autoreifens lag, der gleichzeitig scharf und süss roch – nach Wasser, Sonne und etwas betörend Schwülem.»

Gewiss ist Prilepins Roman in höchstem Mass politisch unkorrekt. Allerdings zielt die Frage nach einem moralischen Standard für Literatur ins Leere. Ein gutes Beispiel bietet noch einmal Dostojewski, der bereits vor knapp 150 Jahren in seinen «Dämonen» eine eigenartige Bewunderung für die unbedingte Willenskraft von Terroristen an den Tag gelegt hat. Seine Romanfiguren sind willens, für ihre Überzeugungen nicht nur zu töten, sondern auch zu sterben. Dostojewskis eigene politi-

sche Ansichten waren ebenfalls weit davon entfernt, heutigen ethischen Ansprüchen zu genügen: Er war ein antisemitischer Chauvinist und konnte mit dem rechtsstaatlichen Ideal der Demokratie nichts anfangen. Das ändert allerdings nichts an seiner literarischen Überzeugungskraft. Gerade weil Dostojewski so kompromisslos hinter seinem Wahrheitsentwurf steht, gelingt ihm ein Text, dessen Strahlkraft man sich nicht entziehen kann, auch wenn man mit ihm nicht einverstanden ist. Das gilt auch für Zakhar Prilepin – sein Roman ist ein politisches Ärgernis, das man fasziniert liest.